Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

ALEXANDRE VINET: «BRIEFE I» (1813—1828)[1]

«Que l'on publie bout à bout une centaine de ses lettres d'amitié, de tendre consolation et d'encouragement et vous verrez, quel florilège magnifique cela fera.» *Charly Clerc.*

Die «Société d'édition Vinet» läßt der Veröffentlichung der literarhistorischen und theologischen Schriften des Waadtländers Alexandre Vinet (1797—1847) die systematische Herausgabe eines großen Teiles seiner Briefe folgen. Der vielversprechende erste Band erscheint mit jener verlegerischen Sorgfalt ausgestattet, welche die geschichtlich und seelenkundlich aufschlußreichen Briefzeugnisse des Werdens eines bedeutenden Gelehrten verdienen.

In den zwischen 1813 und 1828 geschriebenen Briefen sind es eigentlich weniger die Marksteine äußerer Entwicklung, wo der Leser besonders ergriffen innehielte. An den sich an die Eltern, Verwandte, Lehrer und Freunde wendenden Episteln fesselt vielmehr der Gemütshintergrund, vor welchem sie entstanden, um als Früchte einer überfeinerten Gewissenhaftigkeit plastische Gestalt anzunehmen.

Beim genießerisch-bedächtigen, der Spannung keineswegs baren Durchlesen der Korrespondenz Alexandre Vinets wird man zwar unwillkürlich zum Begleiter seines Lebensganges; das historische Umgelände der Epoche der Restauration erfährt dank den reichlichen Fußnoten des Herausgebers, Prof. Pierre Bovet, eine willkommene Beleuchtung. So erleben wir mit, wie der Zwanzigjährige, im Jahre 1817, kurz vor dem Abschluß seiner theologischen Studien, als Lehrer der französischen Sprache ans Pädagogium nach Basel berufen wird. Zwei Jahre später wird ihm der Lehrstuhl für französische Literatur an der dortigen Universität anvertraut. Im gleichen Jahr die Ehe mit seiner Base, Sophie de la Rottaz, schließend, entscheidet er sich für ein längeres Bleiben in der alten Stadt am Rhein.

Man möchte annehmen, daß sich der sorgfältig geschulte, für Wissenschaft und Naturschönheit sichtlich empfängliche Sohn eines höheren Staatsbeamten aus der Waadt in Basel wohlgefühlt hätte, so wie einst Erasmus von Rotterdam, der in einem Brief an Thomas Morus vom Juni 1516 rühmte: «Ich kann kaum sagen, wie sehr mir diese Basler Atmosphäre gefällt, wie sehr der Menschenschlag — es gibt nichts Freundschaftlicheres, nichts Aufrichtigeres. Wie viele begleiteten mich, als ich fortritt, wie viele Tränen flossen zum Abschied.»

So wäre man nicht erstaunt, wenn sich auch der Glaubenserneuerer und Wissenschafter einer späteren Zeit von dem Gemeinwesen angezogen gefühlt hätte, dessen Bürgerschaft in Jahrhunderten zielbewußter Gewerbetätigkeit seinen Wohlstand nur deshalb zu mehren schien, um der Pflege des Geistes desto eifriger und wohlausgerüsteter obliegen zu können.

[1] Alexandre Vinet: «Lettres». Avec un Répertoire de toutes les lettres recueillies dans les Archives Vinet par Pierre Bovet, Professeur honoraire de l'Université de Genève. Tome premier 1813—1828, Librairie Payot, Lausanne 1947.

«Le suprême bonheur est aux lieux où l'âme est enchaînée.» Vinet, durch glückliches Familienleben, Bindungen mannigfach anregender Freundschaft und das Gelände seiner lemanischen Heimat verwöhnt, «betrachtet sich in Basel lange als Verbannten». Die Gegend erscheint ihm kalt, den Musen wenig gewogen und der Eindruck, den er von der Stadt der Bernoulli, Bachofen und Burckhardt festhält, stimmt sonderbar genau mit demjenigen eines anderen Waadtländers überein, bemerkte doch C. F. Ramuz 1914 in seinem «Journal»: «Ville des âmes en exil, je crois, ce Bâle, ville partagée.»

Es schien uns nicht überflüssig, auf dieses aus vielen Briefstellen hervorgehende Gefühl der Entwurzelung und des Fremdseins hinzuweisen, könnte man sich doch allen Ernstes fragen, ob sich der kritische Geist und die Sensibilität Alexandre Vinets in gleich hohem Maße verfeinert hätten, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, zu Lausanne in seine Mannesjahre hineinzuwachsen.

Die baslerische Einsamkeit, die ihm die angestammten Voraussetzungen jenes inneren Ausgleiches und Seelenbehagens raubte, dem sein Gemüt doch unablässig zustrebte, erlegte ihm gleichsam zu fernerem Lohne für manche Entbehrung des Herzens die harten Prüfungen scharfer Selbstbetrachtung und -erziehung auf.

Diese Betrübnis des «dépaysement» darf besonders bei einem gebildeten jungen Manne nicht überraschen, der Baslern Französischunterricht zu erteilen hat, ohne selbst der deutschen Sprache mächtig zu sein. Mit liebenswürdiger Offenheit erzählt Vinet in seinen Briefen, wie er sich die Kenntnis des Deutschen Schritt um Schritt erobert. Er schämte sich nicht, seine Schüler, die er «wohlgeratener als diejenigen von Lausanne findet», um Auskunft zu bitten und, obgleich wir nicht erfahren, welche Methode der Vaudois einschlug, um gründlich Deutsch zu lernen, sehen wir ihn doch bald seiner im Thurgau weilenden Braut schreiben: «So hoffe ich denn bald genügend Deutsch zu können, um mit Ihnen zusammen einige jener würdigen Dichter zu lesen, die den Zustand meines Gemüts erraten zu haben scheinen.» Auch kann uns die Freude nicht entgehen, mit welcher er die achtzehnbändige Ausgabe der Werke Friedrich Schillers aus den Händen seiner Gymnasiasten empfängt. «Das wenige, was ich von deutscher Literatur erhaschte, als ich die Nase dreinsteckte, macht mir Lust, mir deren Kenntnis eines Tages ganz anzueignen.»

Bald wird Vinet Zschokkes «Stunden der Andacht» lesen und übertragen, schwärmerisch die Schönheiten der Poesie Johann Gaudenz von Salis' rühmen und in den Tagen der Bekümmerung Lavaters «Handbibel für Leidende» zur Hand nehmen. Das ernsthafte und zielbewußte Studium der deutschen Sprache, deren Bau und Fülle dem Bürger aus lateinischen Sprachbezirken unzweifelhaft viel Mühe bereitet, zeugt symbolhaft für das Streben des Theologen, kraft willentlicher Anstrengung in einer realen Welt Wurzeln zu schlagen, über deren eiligen Vorübergang er sich als nachdenklicher Christ keiner Täuschung hingab.

Das Gewissen des Eidgenossen heißt ihn, Deutsch zu lernen. Das Gewissen der zur Führung anderer Seelen berufenen Seele, verleiht auch den kleinsten seiner Verrichtungen eine besondere Wirksamkeit — oder hält ihn von der Tat zurück. «Nur mit Bangen sähe ich mich als Haupt einer Gemeinde.» Und das Gewissen des vollkommenen Freundes gibt seiner ganzen Jugendkorrespondenz eine ungemeine Gemütswärme. So sehen wir jede seiner Aeußerungen von einem zwingenden Bewußtsein der Verantwortung durchdrungen; von hemmenden Bedenken, gelähmt, zerrissen oder getrieben, legt er in seine Briefe oft einen beschwörenden Ton, der zwar nie durch unziemliches Proselytenmachen verletzt.

Es gibt Skrupeln, die falscher Demut zum Verwechseln ähnlich sehen. Angeborne Vornehmheit des Charakters, Gemütslauterkeit und Großmütigkeit des Herzens bilden aber im Innern Vinets die währschafte Kette, in welche er die Fäden seines religiösen Denkens und literarischen Bemühns mit solch sauberer Uebersichtlich-

keit einschießt, daß niemals ein Zweifel an der Güte des Tuches seiner ganzen Art aufkommt. Höchstens die Episode, wo Alexandre sich bei seinem Vater in Wendungen, die von Ergebenheit triefen, entschuldigt, weil er eine einst von ihm empfangene Uhr weiterzuschenken die Absicht äußerte und die endlosen Ermahnungen an seine in Paris weilende, geistig offensichtlich bewegliche Frau, «ja das eitle Leben der Gesellschaft» zu meiden, führen den Leser an die Grenze, wo Selbsterniedrigung und moralisierendes Pädagogentum unerträglich zu werden anfangen.

«L'incomparable profit moral que je retirai du voisinage de M. Vinet et de mon séjour dans ce bon pays de Vaud, ce fut de mieux comprendre, par des exemples vivants et récents, ce que c'est que le christianisme intérieur», bekennt Sainte-Beuve, um auch unsere Neugier auf die epistolaren Spuren eines Glaubens zu lenken, der in unermüdlicher Bemühung die Reformation täglich zu erneuern sich aufmacht: nämlich die Erneuerung des menschlichen Gewissens vor dem Gott, den es sich aus den Bildern seiner Seele erschafft: erhaben, barmherzig und gerecht.

In seinen Briefen erscheint uns allerdings Vinet nicht immer frei von jener gefühlsseligen Religiosität, die ihre Kräfte aus autosuggestiven Visionen und Impulsen zieht. Einen Menschen in seiner Anthropozentrik befangen zu sehen, heißt nicht, die Gültigkeit seines Menschentums in Frage stellen!

«Ne faut-il pas, en beaucoup de cas, se fier au sentiment comme à la raison», fragt sich Vinet. Damit stimmt er, wie aus Wahlverwandtschaft, mit Blaise Pascal zusammen, der einmal erklärt: «Nous connaissons la vérité, non seulement par la raison, mais encore par le cœur.» Vinet hütet sich zwar davor, in seinen Briefen Theologengepäck abzustellen und schämt sich einer lyrischen Ungenauigkeit nicht, wenn er fühlt, daß nur sie der Verwicklung einer Lebenserscheinung oder -erfahrung treu zu entsprechen vermag. Ein frohes Staunen faßt den Leser immer wieder, wenn er — von der Freude an den Spielregeln der Sprache ergriffen — beobachtet, wie es dem späteren Meister der Deutung Racines gelingt, eine lebenswahre Vagheit durch einen Stil wiederzugeben, der dennoch an Eleganz und Durchsichtigkeit des Satzbaues nichts zu wünschen übrig läßt. Daß seiner stilistischen Geschmeidigkeit eine puritanische Schlichtheit anhaftet, gereicht dem Waadtländer Theologen kaum zum Tadel!

Durch die Widersprüchlichkeit der Menschennatur in steter Unruhe gehalten, ringt er unablässig als Bibelleser um die Schau des rechten Wegs. «Ich begehre das Evangelium und finde es gewiß unter meiner Hand; will ich es aber lesen, so schieben sich tausend Auslegungen störend zwischen seiner Verkündung und mir ein.» Die intellektuelle Seite seines Wesens hindert ihn auch nicht, einmal auszurufen: «Das Evangelium Seite um Seite lesend, bemühe ich mich, außerhalb jeder überlieferten Lehrmeinung und jeder verkündeten Doktrin zu stehen.»

Diese sich bei Vinet aus jeder Lebensäußerung verratende Gewissenhaftigkeit ist Teil eines ungemein feinen Gefüges des sittlichen Wollens, welches letztlich das hochgemute Bewußtsein seiner Sendung spiegelt. Redend und betend, rühmend und klagend, spricht Vinet stets aus der Fülle des sich Gott verantwortlich Wissenden. Darum empfängt denn auch jeder seiner Sätze über das Gebet eine ganz besondere Weihe. «Lavater», schreibt er einmal, «hat mir mit seiner ‚Handbibel für Leidende' viel Gutes erwiesen; er überwand eine gewisse Unfähigkeit zu beten, welche mich sehr beunruhigte.» Dem Christen, der fürchtet, daß sein Gebet sich in den Sphären verliere, wo die Planeten in eisiger Stille kreisen, gibt er neuen Mut, wenn er aus tiefinnerer Erfahrung bekennt, daß «das Gebet seinen Lohn in sich trage im Gefühl eines die Seele füllenden, wachsenden Friedens.»

Der Sinn für das Absolute gründet bei Vinet, obgleich die Behauptung paradox klingen mag, im Gewissen des Individuums. Als «spécialiste de la conscience», um

eine treffliche Wendung Charly Clercs zu übernehmen, verfeinert er es zu einem Instrument subtilster religiöser und philosophischer Wahrnehmung, um es durch eine heroische Sammlung der Gemütskräfte und eine mitunter fast krankhaft anmutende Selbstanalyse zur Macht einer Intuition der Gotteserkenntnis zu erheben.

Einer seiner Lebensaufgaben läßt er früh Erwähnung geschehen: «Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der staatlichen und der kirchlichen Autorität in der evangelischen Kirche und in unserem Kanton», beschäftigen ihn in einem Brief vom 23. März 1823 an seinen besten Freund, den Pfarrer Louis Leresche. Hier findet der waadtländische «Réveil», welcher in der Gründung der «Eglise libre évangélique» 1845 einer religiösen Erweckungsbewegung sichtbare Gestalt gab, seine Stimme. Ein auf der Autorität der Bibel ruhender Glaube, den die Hoffnung beflügelt, Gott ohne Mittler zu schauen, ringt hier mutig um die Lösung von jener Fessel, welche die Seele, trotz der reformatorischen Befreiung, in ihrem Aufschwung zum Uebersinnlichen zu hemmen schien: die rechtliche Bindung zwischen Staat und Kirche.

Diese Bindung blieb in der deutschsprachigen Schweiz bis zum heutigen Tag so stark und wurde offenkundig als so organisch empfunden, daß sich der Wunsch zu deren Aufhebung nirgends mit irgendwelcher Dringlichkeit kundtut. Die Haltung Vinets, hinsichtlich des «scheinheiligen Prinzips der Staatsreligion» erklärt auch seine gerechte Stellungnahme gegenüber dem Katholizismus.

Der Leser von Vinet-Briefen darf dessenungeachtet nicht erstaunt sein, ihn an einer Stelle die geistige Autorität der Kirche, die sich Jesus Christus in den Seelen auferbaut hat, mit der frommen Unnachgiebigkeit eines Kardinal John Henry Newman verteidigen zu sehen: «Car il ne nous est pas ordonné, il nous est donné de croire; la foi que l'Eglise impose, le Saint-Esprit nous l'inspire. Voilà la condition du chrétien protestant.»

Welche Freude hätte Vinet wohl erfaßt, wenn er, der 1845 die waadtländische Freikirche mitbegründete, das wohlwollende Zeugnis eines Zürcher Studenten gekannt hätte, der 1864 des Umganges mit freikirchlichen Kreisen pflog. Conrad von Orelli, der spätere Alttestamentler und Orientalist, Vater des heute amtenden stadtzürcherischen Dekans, schreibt: «Aber den Eindruck habe ich von der freien Kirche bekommen, daß das Christentum noch heute, so gut wie vor 1660 Jahren nötigenfalls auf eigenen Füßen stehen kann, und daß eine Kirche, welche notgedrungen auf staatliche Unterstützung verzichtet, von Gott einen ganz besondern Segen erwarten darf.»

Das Selbstporträt, das uns Vinet in den Jahren seiner geistigen Formung malt, wäre unvollständig, zögen wir die Aufmerksamkeit nicht auf die seelische Entwicklung, welche sich in seiner Korrespondenz deutlich abzeichnet. Welch herrliches Kapitel ließe sich über Alexandre Vinets Genie der Freundschaft schreiben! Zwar wüßten wir am Ende nicht zu sagen, ob er besserer Sohn, Freund, Gatte oder Vater war.

Vinet ist einer jener ständig auf dem Weg zu sich selbst befindlichen Menschen. Nie aber gefällt er sich, als Narziß seine Züge schmeichlerisch in den Gewässern seines Wissens und seines Stolzes zu spiegeln. Der Christ, der dem Mitmenschen dienen will, strebt in ihm nach möglichst vollkommener Selbstverwirklichung. Diese Gewißheit gehorsamen Dienstes nimmt dennoch die Sorge nicht von ihm hinweg, daß der Introspektion eine große Gefahr innewohne.

«Glücklich der Mensch», schreibt er am 19. August 1819 an seine Braut, «der den Antrieben der Natur ungezwungen gehorcht, anstatt sich zu analysieren. Glücklich jener, der aus seinem Charakter nicht einen Gegenstand müßigen Studiums macht, sondern ihn vielmehr als tätiges Werkzeug des Guten und der Tugenden gebraucht, und der nicht in einer indiskreten Untersuchung dessen, was er ist, die Naivität des Denkens und die Ursprünglichkeit seines Geistes verliert. Ich gestehe Ihnen: ich

liebe die Leute, die sich selbst nicht gut kennen; in meinen Augen ist dies das Zeichen kräftiger Geschlossenheit des Charakters und das Pfand großer Energie.»

Mit der scharfäugigen Unerbittlichkeit eines La Rochefoucauld gesteht er seiner Sophie, der er sich mit achtzehn Jahren verlobt hatte: «Sie beben, Sophie, aber ich glaube mich nicht zu täuschen; ein hervorstechender Fehler hätte mir einen Charakter gegeben; ein besonderes und ausgesprochenes Laster verleiht dem ganzen Charakter Energie; indem es einen Kampf in der Seele entfesselt, zwingt es die edeln Neigungen dazu, Tugenden zu werden; es gibt dem Leben Spannkraft und den Gefühlen einen Aufschwung...»

Hier tauchen diese an Amiel gemahnenden Gewissenszwiespalte auf; diese lebensfeindlichen Moralistenqualen, welche eine oberflächliche Betrachtung als Schwächezeichen und Folgen ungesund übersteigerter Sensibilität abzutun geneigt sein könnte. Vinets Erfolg und das stattliche Erbe, welches er im Waadtland als Theologe, Literarhistoriker, Dichter und Patriot hinterließ, fordern uns aber geradezu auf, diesen in seinem Willen zum Höhern und Reinern verwurzelten Skrupel zur Würde eines Ecksteins zu erheben, den Gott jenen Seelen zum Fundament gibt, die aufgerufen sind, seiner Sache zu dienen: der Sache des Wahren, des Guten und des Schönen.

Des Schönen? Bei Vinet? Bei Vinet als Meister des Briefes? Seien wir nicht erstaunt, in seinen zuweilen ungewöhnlich langen Briefen, die man sich in einer behaglichen Biedermeierstube im gelben Lampenschein geschrieben vorstellt, nur wenigen Beschreibungen zu begegnen. Wie weit ist er von Ramuz entfernt, der aus einer mit Goethe wesenverwandten Haltung des Künstlers heraus bekennt, «que ses idées lui viennent des choses» oder «que ses idées lui viennent des yeux — s'il avait des maîtres, ce serait chez les peintres».

Gewiß fehlte ein konstitutives Element zur Harmonie des ganzen Menschen, wenn Vinet uns nie den Zauber des Léman besänge und kein zärtliches Kennerwort den herben Sonnenrebenduft der heimatlichen Weine liebevoll priese. Die Empfindungen, welche der Anblick Zürichs einmal in dem jungen, von Basel mit einem Freund dahergewanderten Confédéré weckt, verraten ebenfalls eine lyrisch-ganzheitliche Gemütsbeschaffenheit. «O Zurich, cité poétique, ville enchanteresse, patrie de Gessner et des beaux arts, puissions-nous ensemble te revoir, et à l'aspect de tes belles campagnes bénir le Ciel qui a si bien doté notre patrie, et qui nous y prépare le bonheur. Adieu Sophie.»

In einem Brief an seinen Freund Charles Monnard schreibt er einmal, «wie er ihn um das Glück beneide, auf dem Lande leben zu dürfen». Alle diese durch die Schau ins Wirkliche eingegebenen Beobachtungen, sowie einige in den Briefen verstreute Bemerkungen über die Bedeutung der bildenden Kunst, können uns von dem «Seelenbaumeister» Vinet nicht ablenken.

Bis ins innerste Knochenmark hinein ist er Puritaner, ist er ein vor der Selbstqual nicht zurückschreckender Wahrheitssucher. Ein Streben nach dem Schauen und Greifen absoluter Werte gibt auch seinem Briefstil das Gepräge; Verallgemeinerungen und ein zur heiter-freien Anschauung des Daseins im Widerspruch stehender Hang zur Abstraktion sind deshalb unvermeidlich. Wenn für einen C. F. Ramuz «die Liebe unlösbar mit der Berührung durch das Schöne verflochten ist», so verwirklicht Alexandre Vinet kraft eines völlig andersgearteten Schöpfertumes eine Aesthetik der Moral, ohne aber in lebenstüchtiger Synthese den immanenten Antagonismus zwischen Askese und Sinnlichkeit endgültig zu überwinden.

Unbeirrbarem Streben nach der Schau und Verwirklichung der Ordnung als metaphysischer Funktion, entspricht sein Mißtrauen gegen die untergründigen Kräfte. «Le chaos n'est jamais une richesse.» So umfassen auch die Briefe als strenge Abgrenzung das ihm zugeloste Reich; uns im Anblick der von ihm erschlossenen Gelände

ergehend, mögen wir von ihm nicht erwarten, was zu geben außerhalb seiner Macht lag.

Philippe Bridel, geistiger Nachfahr Vinets, erinnert uns an ein Wort des Lausanner Gelehrten, welches als Leitspruch über seiner ganzen Korrespondenz stehen könnte: «L'élément moral est le seul qui, transformant un fluide vague en un corps solide, puisse opérer pour ainsi dire, la cristallisation du sentiment religieux. Toute religion, où la conscience ne joue pas un rôle principal, n'est qu'une poésie ou un philosophème, et ne tarde pas à se perdre dans un panthéisme ouvert ou désavoué.»

Im Königreich seiner theologischen Vorstellungen und in der Großzügigkeit seines sozialen Denkens, wird deshalb Vinet die ihm gemäße Schönheit verwirklichen. Ein ihr durch innere Anmut gemäßer Kult der Freundschaft gibt ihm Sätze von platonischem Klang ein: «Die Sympathie von Freunden eurer Art ist so recht dazu geschaffen, meine Ideen und Gefühle zu jenen Sphären zu erheben, wo die Seele wohnen soll.» Ja, selbst wenn «es ihm beschwerlich wird, die Feder zu führen», dient der Seelenbaumeister seiner Kunst mit weiser Leidenschaftlichkeit, um jener Schönheit dichterische Gestalt zu geben, die der Himmel in menschlichen Herzen widerspiegelt.

Der Leser, der diesen ersten Band der «Lettres» Alexandre Vinets lebhaft angeregt und voll angenehmer Erinnerungen auf dem Bücherschaft versorgt, trennt sich von dem wertvollen Buch mit dem Wunsch, es möchte der «Société d'édition Vinet» vergönnt sein, für die Fortsetzung ihrer Veröffentlichungen die verdiente Unterstützung zu finden. Er würde es auch begrüßen, wenn deren leitende Organe daran dächten, in einem Sammelband maßvollen Umfanges die wesentlichsten und typischsten Briefe aus Vinets ganzem Leben zu veröffentlichen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß ein Buch vom Gehalt jener, die Dieterich in Leipzig früher mit Briefen des Erasmus, Jacob Burckhardts, der deutschen Dichter der Klassik und Romantik in gediegener Form herausgab, auch in den Landschaften zwischen Bodensee und Bielersee einer großen Leserschar willkommen wäre.

«Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann», behauptet Goethe einmal, und mit Alexandre Vinet sind wir überzeugt, «daß die Freundschaft als erste diese süße Kunst, Briefe zu schreiben, segnen sollte».

KONRAD KAHL

HERMANN HESSE: WEG UND WANDLUNG

«Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir herauswollte. Warum war das so schwer?»

Dieses Motto, das Hermann Hesse der Erzählung «Demian» voranstellte, darf wohl mit Recht, wie es bei Max Schmid, «Hermann Hesse» (Fretz & Wasmuth Verlag AG., 1947), geschieht, als «geradezu programmatisch für des Dichters ganzes Leben» bezeichnet werden. Es deutet den Weg an, den Hesse suchte, den Weg zu sich selbst, und gibt eine Vorahnung von der Wandlung, die nötig war, um ihn zu finden. «Weg und Wandlung» lautet der Untertitel, den Max Schmid seiner Hesse-Darstellung gegeben hat. Diese will weder eine Biographie in der Art von Hugo Balls Lebensbeschreibung sein, noch kann sie den Anspruch erheben, das Werk des Dichters erschöpfend zu erfassen. Schmid unternimmt vielmehr den Versuch, eine sich auf das Wesentliche begrenzende Analyse zu geben, indem er den inneren Entwicklungsgang von Hesses Leben und Schaffen aufzeigt.

Zwei Kräfte — Bewußtsein und Erleben — bilden seiner Auffassung nach gewissermaßen die Grenzmarken von Hesses «Weg nach Innen». Wo sie sich überschneiden, hört der Weg auf, ist das Ziel, die Harmonie im Selbst, erreicht. Schmids

Hesse-Monographie gliedert sich somit logischerweise in die beiden Teile «Bewußtsein und Erleben» und «Harmonie». Der Weg, der zum Ziel führt, ist zugleich Wandlung, indem die einander entgegengesetzten Grenzlinien mancherlei Formen und Gestalten annehmen. Derselbe Gegensatz, der sich in «Demian» als Spannung zwischen Bewußtsein und Erleben kundgibt, wandelt sich in «Siddhartha», «Steppenwolf», «Narziß und Goldmund» in den Formen Zeit—Unendlichkeit, Geist—Natur und Geist—Seele ab und spiegelt sich im «Glasperlenspiel» als Zwiespalt zwischen Vita activa und Vita contemplativa wider. Eine Wandlung geht auch insofern vor sich, als bald die eine, bald die andere der beiden Grundkräfte stärker ist, so daß der Weg bald diese, bald jene Wendung macht.

Aus dem Bilder- und Erlebnisreichtum von Jugendzeit und Elternhaus führt der Pfad hinaus in die feindliche Außenwelt, die zur Selbstbehauptung zwingt. Hin- und hergeworfen zwischen Wollen und Entsagen, zwischen Bewußtsein und Erlebnisfülle, findet Sinclair dank der Hilfe seines Freundes Demian den mühevollen Weg zum Selbst. Schon in «Klein und Wagner» stürzen die Dämme des Selbst jedoch wieder ein, und Klingsor ringt von neuem mit der Frage: Selbstpreisgabe oder Selbstbehauptung. Siddhartha findet die Harmonie scheinbar im Erlebnis der Allbeseeltheit, doch der starke, selbstbewußte Geist des Westeuropäers findet in der Selbstauflösung des Orientalen keine endgültige Beruhigung. Er erwacht im «Steppenwolf» erneut und kämpft sich hier zu einer «außerraumzeitlichen Geistigkeit» durch. «Narziß und Goldmund» interpretiert Schmid als einen Sieg des Geistes über die Seele; doch erst in der Morgenlandfahrt bewältigt der Dichter den Konflikt. Durch das Mittel der Versenkung eignet er sich den «Lebensstil der beseelten Vernunft» an, und im «Glasperlenspiel» offenbart sich diese Harmonie zwischen Geist und Seele als «lebenswarme Vernünftigkeit», als Triumph des «Geistes im Selbst».

Schmids Monographie stellt eine knapp gefaßte, klar durchdachte Einleitung zu Hesses Werk dar. Der Verfasser verfehlt auch nicht, sie in den allgemeinen geistesgeschichtlichen Rahmen hineinzustellen, der durch Ludwig Klages, J. J. Bachofen und die Neuromantiker umschrieben wird. Die Stärke des Buches liegt in seiner konsequenten Linienführung und in der Beschränkung auf das Wesentliche.

Dagegen kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Tendenz zur begrifflichen Formulierung und philosophischen Erläuterung den Verfasser hie und da zu Gedankenkonstruktionen verleitet, die den Boden der reinen Interpretation verlassen: In «Narziß und Goldmund» zum Beispiel bezeugt Hesse, daß auch die physische Liebe der Zigeunerin Lise dazu beigetragen habe, Goldmunds Bild vom Wesen der «Urmutter» zu formen: «Es hatten die Züge der Zigeunerin Lise, die Züge der Ritterstochter Lydia und manche andere Frauengesichter Eingang in jenes ursprüngliche Bild gefunden.» Dieser authentischen Feststellung glaubt Schmid widersprechen zu dürfen. Um «den verhältnismäßigen Anteil zu bestimmen, den Geschlecht und Erlebnis der Seele in Goldmunds Liebesstunden haben», zieht er eine theoretische Erörterung von Ludwig Klages über den Eros heran. Gestützt auf Klages' Ueberlegung, wonach der Eros, das «Erlebnis der Seele», durch die Geschlechtsanziehung nicht beeinflußt wird, gelangt er zum Schluß, das Antlitz der Zigeunerin Lise und alle andern Frauengesichter außer jenem Lydias und Rebekkas — der Mädchen, die Goldmund wirklich liebte — hätten das Bild der Mutter nicht geformt. Hier und auch anderswo muß somit der Dichter dem Philosophen Platz machen, weil seine Anschauung nicht in das gedankliche System Klages' hineinpaßt!

Trotz dieser etwas unangenehm berührenden Tendenz zur philosophischen Konstruktion, die noch durch einzelne überspitzte Formulierungen betont wird, darf Schmids Darstellung doch als ein interessanter und anregender Beitrag zur Er-

forschung von Hesses Wesen und Werk gewertet werden. Neben den schon erwähnten Vorzügen der Konzentration und straffen Linienführung sind besonders einzelne Kunststücke der Interpretation wie etwa die des Gedichtes «Immer hin und wider strebt der Blütenzweig im Winde...» hervorzuheben. Auch die ausgleichende, die innere Zerrissenheit überbrückende Funktion von Hesses sprachlichem Rhythmus weiß Schmid an Hand von Beispielen überzeugend zu veranschaulichen.

Der Literaturhistoriker begrüßt schließlich lebhaft den nützlichen, von Armin Lemp zusammengestellten bibliographischen Anhang, der auf 45 Seiten mit Ausnahme der Separatabdrucke alle selbständig erschienenen Werke Hesses umfaßt, wobei die einzelnen Ausgaben in chronologischer Folge aufgeführt werden.

P. SULZER

SCHWEDISCHE GERMANISTIK IN DEN LETZTEN JAHREN

Was uns bei der humanistischen Sektion der schwedischen Universitäten auffällt, ist die schwache Stellung der europäischen Kultursprachen: Für Englisch, Französisch und Deutsch gibt es nur je eine Professur. Diese sind aus traditionellen Gründen vorwiegend philologisch-sprachhistorisch orientiert. Ausnahmen bilden zur Zeit der Anglist *Liljegren* in Uppsala — früher Professor in Greifswald, ein hervorragender Kenner der amerikanischen Literatur — und der Germanist *Axel Lindqvist* in Göteborg — in der Schweiz bekannt als Herausgeber der Epigramme Johann Grobs in der «Bibliothek des literarischen Vereins Stuttgart» (1929). Die Literaturgeschichte selbst besitzt an jeder Universität nur einen Vertreter. Die von der Universitätsreorganisation des Jahres 1947 beschlossene Verdoppelung der Literatur-, der Englisch- und der Französischprofessuren wird vorderhand die Stellung der europäischen Literaturgeschichte kaum wesentlich verbessern. Eine Aufteilung des Deutschen in eine sprachliche und eine literarhistorische Linie wurde überhaupt nicht für notwendig erachtet.

Ist somit für die Literaturgeschichte von der schwedischen Germanistik kaum viel zu erwarten, so zeigen sich die Linguisten dafür um so rühriger. In erster Linie ist hier der germanistischen Forschergruppe an der Universität Lund zu gedenken, in deren Zentrum eine menschlich und wissenschaftlich gleich hervorragende Forscherpersönlichkeit steht: *Erik Rooth.* Die von Professor Rooth stammenden und von ihm angeregten Leistungen sind methodisch wie in den Resultaten gleich interessant, auch wenn ihr Gegenstand uns nicht so nahezuliegen scheint. Sie dienen in erster Linie der Erforschung eines von der Dialektgeographie lange vernachlässigten Gebietes, dem Niederdeutschen, dessen Dialekte von den modernen Bevölkerungsbewegungen noch stärker bedroht sind als die schweizerischen.

Da das Niederdeutsche die schwedische Sprache besonders in der Hansazeit entscheidend beeinflußt hat, richtete sich auch die schwedische Sprachforschung immer wieder auf dieses, und ihre Verdienste sind in dieser Beziehung bedeutend (vergleiche Rooth im «Niederdeutschen Jahrbuch 1942—1943»). Rooth hat aber noch etwas in die Waagschale zu werfen, was seiner Tätigkeit eine besondere Note verleiht, nämlich ein beachtliches Organisationstalent, das alle verfügbaren Kräfte auf einige wenige Hauptziele hin auszurichten versteht.

Die von Rooth seit 1934 herausgegebene Reihe «Lunder Germanistische Forschungen» umfaßt bis jetzt neunzehn Arbeiten, wovon zehn Probleme der niederdeutschen Philologie behandeln. Man möge hier das Augenmerk besonders richten auf die Arbeiten von *T. Dahlberg* («Mundart von Dorste», zwei Bände, 1934 und

1937; «Studien über den Wortschatz Südhannovers», 1941), *T. R. Ahldén* («Entstehungsgeschichte der Kölner Bibel-Frühdrucke», 1937) und *G. Korlén,* Dozent an der Universität Lund («Mundart-Texte des 13. Jahrhunderts», 1945; hier sei übrigens auf Korléns ausgezeichnete Uebersicht «Svensk germanistik forskning 1935—1945» in «Ord och Bild», 1945, S. 396 ff., hingewiesen).

1945 traten die Lunder Germanisten ferner hervor mit einer Zeitschrift «Niederdeutsche Mitteilungen» (herausgegeben von der Niederdeutschen Arbeitsgemeinschaft, redigiert von Erik Rooth), die nunmehr in drei Heften vorliegt. Der erste Jahrgang, 90 Seiten umfassend, enthält einige Spezialarbeiten. Der zweite Jahrgang zählt bereits 180 Seiten und dokumentiert schon rein äußerlich den Erfolg des in einer schwierigen Zeit, bei allgemein schwindendem Vertrauen gegenüber allen deutschen Belangen begonnenen Unternehmens. Er bringt zuerst zwei erschütternde Dokumente, den Nachruf Professor Borchlings, des Begründers der niederdeutschen Sprachforschung, auf die wahrscheinlich im Konzentrationslager verstorbene Sprachwissenschaftlerin Agathe Lasch, und den Nachruf Erik Rooths auf Borchling selber. Beide Aufsätze vermitteln ein umfassendes Bild der betreffenden Gelehrten und sind mit wichtigen Literaturhinweisen versehen. Gerade der Hinschied Borchlings und Agathe Laschs lassen die Bemühungen der Lunder Germanisten ganz besonders wichtig erscheinen, wie heute überhaupt jede Hand, die der darniederliegenden deutschen Wissenschaft über die Grenzen gereicht wird, Aufmerksamkeit und Unterstützung verdient. Von den übrigen Beiträgen des zweiten Jahrganges sei besonders der «Niederdeutsche Literaturbericht 1939—1945» von G. Korlén hervorgehoben. Das dritte, vor einigen Wochen erschienene Heft der «Niederdeutschen Mitteilungen» zeigt schon im Inhaltsverzeichnis die über Schweden hinausreichende Bedeutung der Zeitschrift, finden wir doch hier bereits drei Beiträge deutscher Philologen, einen kurzen, aber aufschlußreichen Aufsatz über das märkische «det» (das, daß) von Th. Frings, den Abdruck einer geistlichen Parabel durch Ludwig Wolff, und einen Artikel über das Pommersche Wörterbuch von H. F. Rosenfeld «Zu den pommerschen Haustierbezeichnungen». Das Zentrum des dritten Heftes bildet jedoch eine vom Deutschen Seminar Lund unter Leitung Erik Rooths 1946 bis 1947 gemeinsam verfaßte Arbeit «Studien und Materialien zur Geschichte des Elbostfälischen im Mittelalter». Es fehlen mir sowohl der Platz, über die Ergebnisse zu referieren, als auch die nötigen Vorkenntnisse, sie zu beurteilen. Der Hinweis muß genügen, daß es sich bei dieser Arbeit, an der außer Rooth sechs Studenten beteiligt sind, um das von Agathe Lasch («Mundart-Grammatik») als «elbostfälisch» abgegrenzte Sprachgebiet zwischen Magdeburg, Halle, Ballenstedt und Dessau handelt (Gebiet der Grafen von Askanien, später Anhalt), das im Spätmittelalter von der rein niedersächsischen Sprachform abgewichen sein muß, um mitteldeutsche Merkmale anzunehmen.

Neben den Beiträgen der neuern schwedischen Germanistik zur Erforschung des niederdeutschen Sprachgebietes muß aber hier in Kürze noch einiger anderer Abhandlungen der «Lunder Germanistischen Forschungen» gedacht werden, die auch unsere Germanistik unmittelbar interessieren können. Es sind dies vier Arbeiten zum Bayrisch-Oesterreichischen: Eine frühmittelhochdeutsche Psalterausgabe aus Milstatt in Kärnten von *Nils Törnqvist* (1934—1937), der ferner mit einer Reihe etymologischer Untersuchungen hervorgetreten ist (zum Beispiel in der Zeitschrift «Studia neophilologica», übrigens ebenda neuerdings stark angefochten von dem bekannten Germanisten *N. Otto Heinertz*); eine Neuausgabe der frühmittelhochdeutschen Predigtsammlung «Speculum ecclesiae» von *Gert Mellbourn* (1944), eine Arbeit über den Sekundärumlaut von germanischem a im Bayrischen von *I. Löfstedt* (1944) und die «Studien zu Peter Probst, dem Nürnberger Dramatiker und Meistersinger» von *Constance Grönlund* (1945). Im Zusammenhang mit der letzteren

können hier die Untersuchungen zum frühniederdeutschen Verbalsystem von *Erik Alm* (1936) und die Arbeit des Uppsalaer Dozenten *Gösta Johnsson*, «Der Lautstand in der Folioausgabe von Hans Sachs' Werken» (1941) erwähnt werden.

Von den Professoren Axel Lindqvist und J. Holmberg (Uppsala) sind mir aus den letzten Jahren (also seit ihren Aufsätzen in PBB. 1936 und 1937) keine größeren Arbeiten bekannt, auch nicht von E. Wellander (Stockholm), der sich ganz der schwedischen Sprachpflege widmet. Professor Holmberg ist seit vielen Jahren mit einer kritischen Ausgabe des Eckenliedes beschäftigt, eine Aufgabe, die er von K. v. Kraus übernommen hat. An Dissertationen ist schließlich nur eine aus Uppsala hervorzuheben, die in zweifacher Hinsicht von der traditionellen Linie der schwedischen Germanistik abweicht. Sie stammt von dem Lunder Dozenten *Nils Kjellman* und ist betitelt «Die Verbalzusammensetzungen mit durch» (1945). Während nämlich alle angeführten Arbeiten ganz der philologisch-historischen Richtung zugehören, geht Kjellman von einem Problem der lebenden Sprache aus und behandelt es deskriptiv. In diesem Zusammenhang muß man auch auf die hervorragende, vor allem sprachpädagogischen Zwecken dienende Zeitschrift «Moderna Sprak», herausgegeben von N. O. Heinertz aufmerksam machen, die mit vielen aufschlußreichen, auch aktuelle Fragen aufgreifenden Aufsätzen zur deutschen, französischen und englischen Sprachforschung ein Gegengewicht zu der einseitig historisch eingestellten akademischen Sprachforschung bildet.

OTTO OBERHOLZER

PESTALOZZIS DENKFORMEN

«Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein!»

So würde Pestalozzi — mit Lessing — wohl ausrufen, wenn er selber Gelegenheit hätte zu beobachten, wie schändlich sein Name heutzutage mit aufgeschnappten, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Zitaten für die heterogensten Zwecke mißbraucht wird. Zwar ist heute besser als je dafür gesorgt, daß seine Schriften in der von ihm selbst gewollten, von seinen eigenen Irrtümern und Fehlern und vor allem von den eigenmächtigen oder liederlichen Eingriffen und Versäumnissen anderer befreiten Gestalt gelesen werden können: durch die trotz der Ungunst der Zeit zum Glück nicht vorzeitig versiegte große historisch-kritische Gesamtausgabe seiner Werke und in seinem eigenen Vaterland durch nicht weniger als drei gleichzeitig erscheinende Volksausgaben, den sichtbaren Nachwirkungen der zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Daß Pestalozzi dennoch, den ersten Teil von «Lienhard und Gertrud» ausgenommen, zu den schwer, sogar sehr schwer verständlichen Autoren deutscher Zunge gehört, das haben von jeher gerade diejenigen seiner Leser am stärksten empfunden, die sich mit dem größten Ernst bemüht haben, ihn wirklich zu verstehen. Die eine Ursache dieser Verlegenheit liegt darin, was Pestalozzi als Kind seiner Zeit von uns trennt, die andere, weit wesentlichere, liegt in ihm selber: in der Undiszipliniertheit seines Denkens und allzuoft auch seiner Sprache, in seinem unzulänglichen Konzentrationsvermögen, in alledem, was ihn nach seinem eigenen, sich selbst gegenüber dennoch ungerechten Urteil zum Schriftsteller völlig untauglich machte.

Wie tief unten man beginnen muß, um Pestalozzi wirklich lesen lernen zu können, bezeugt das noch unter dem Bombenhagel auf Berlin entstandene kleine Buch von *Eduard Spranger: «Pestalozzis Denkformen»* (Stuttgart 1947, S. Hirzel Verlag): es leistet dem Leser, und zwar nicht allein dem Neuling in der Welt

Pestalozzis einen wahren Führerdienst, indem es ihn in Pestalozzis ganz persönliche Art zu denken zurückversetzt; der Terminus «Denkformen» stammt von Hans Leisegang, der ihn wohl Sprangers «Lebensformen» nachgebildet hat. Das Ergebnis dieser mit souveräner Sachkenntnis, unübertrefflicher Exaktheit und feinfühligster Einstimmung in Pestalozzis komplizierte Geistesart durchgeführten Untersuchung bildet wohl den zuverlässigsten Schlüssel zum Verständnis des ganzen Pestalozzi. Dazu bedarf es allerdings der wiederholten sorgfältigen Lektüre des knapp hundert Seiten starken Buches; hier können nur die Schlußglieder dieser Gedankenkette aufgezeigt werden.

Zunächst: Pestalozzis Denken schreitet nicht geradlinig von Schluß zu Schluß weiter, sondern es «kreist» um seinen Gegenstand, und es sucht die Wahrheit nicht von der Sache her, sondern aus der Erkenntnis der eigenen Menschennatur zu finden. So kommt Pestalozzi zu Gedankengängen, die «auf der einen Seite genial, auf der anderen ganz dilettantisch und hilflos sind» und sich jeder Vereinigung zu einem geschlossenen philosophisch-pädagogischen System entziehen; selbst das gelobte Land der Psychologie des Kindes, in das erst Fröbel vorzudringen vermochte, sah Pestalozzi «nur von ferne». Kein wesentlicher Mangel des Denkers Pestalozzi wird hier unterschlagen oder auch nur bemäntelt: weder sein mißglückter, in ein «unglückseliges Zerschlagen der Sprache» sich verlierender Versuch einer Sprachlehre noch seine Ueberschätzung der rein formalen Seite seiner «Methode», die ihren stärksten Ausdruck in dem bekannten Wort gefunden hat: «Wenn mein Leben einen Wert hat, so ist es dieser, daß ich das gleichseitige Viereck (er meint das Quadrat) zum Fundament einer Anschauungslehre erhoben, die das Volk nie hatte.» Aber in diesem Neben- und Miteinander von Genialität und Dilettantismus und hinter der unermeßlichen Fülle von Pestalozzis «Lebensinhalten» wird nun mit erstaunlicher Deutlichkeit ein bestimmtes «Kategoriensystem» sichtbar, das der ungeheuren Denkarbeit des unsystematischen Pestalozzi dennoch zugrunde liegt, ein System überdies, das mit frappanter, fast beunruhigender Konsequenz durch die konstitutive Funktion der Zahl drei bestimmt wird. Drei wiederum dreifach gegliederte theoretische «Hauptglieder» halten dieses eigenartige «Denkgerüst» zusammen: die drei konzentrischen «Lebenskreise» (Wohnstube, Arbeit im Beruf und Staat), die drei «Zustände» der Menschheit (der tierische, gesellschaftliche und sittliche) und die auf die Entfaltung der drei Kräfte des «Kennens» (intellektuelle Bildung), «Könnens» (physische Bildung) und «Wollens» (sittlich-religiöse Erziehung) abzielende «Elementarbildung», die schließlich wieder an die göttliche Liebe angeknüpft und damit zum Ursprung des Menschseins zurückgeführt wird. Den Verlauf von Pestalozzis eigener Entwicklung kennzeichnet der Uebergang vom Ideal des Sozialpolitikers «Wahrheit und Recht» zum Leitwort des Volkserziehers «Glaube und Liebe»; das «ganze Vermächtnis Pestalozzis» aber findet Spranger mit der die beiden Stufen verbindenden und zugleich überhöhenden glücklich gewählten Formel «Wahrheit und Liebe».

Was die Analyse von Pestalozzis Denkweise nur auf dem Wege der Zergliederung zu leisten vermag, das gibt, sie präludierend, der Wortlaut einer infolge zeitbedingter Behinderung nicht gehaltenen Gedenkrede Sprangers zum 12. Januar 1946, ein von wahrer Ehrfurcht getragener Dank an den großen Menschen, dessen Liebe vor allem den Armen gegolten habe — und die in unvorstellbarem Maß wieder arm gewordenen Deutschen, erklärt Spranger, können heute kaum mehr und kaum Besseres tun, als ihre Jugend gut erziehen, beflügelt durch «das Vermächtnis eines Mannes, der im Uebermaß des Leidens nie verzagt hat». Aus dieser tiefen Not kommt uns mit Sprangers Beitrag zum Gedenkjahr ein wesentlich vertieftes Verständnis für den großen Menschenfreund entgegen, den wir so gern und nicht ganz frei von Selbstgefälligkeit den Unsern nennen.

MAX ZOLLINGER